

Ökumene war gestern

Katholiken und Protestanten wollen neuerdings ein Kirchenleib werden. Selbst fürs Papstamt gibt es eine Lösung.

Von Jörg Bremer

Er sei wohl der einzige Lutheraner hier, „der schon mit dem Papst in Kommunion lebt“, sagte der australische Geistliche David Schütz. „Leider musste ich dafür konvertieren. Ich hoffe aber, dass das bald für andere Evangelische nicht mehr nötig ist.“ Schütz, dessen Ahnen als „Altlutheraner“ aus Preußen nach Australien emigrierten, ist Geschäftsführer der Ecumenical Commission im Erzbistum Melbourne und aus eigenem wie familiärem Erleiden auf eine „theologisch erarbeitete Einheit“ der Christen aus. Mit der mittlerweile zwischen Evangelischen und Katholiken eingeübten Floskel von der „versöhnten Verschiedenheit“ will er sich nicht abfinden. Darum reiste er jetzt nach Rom, um an einer ökumenischen Konferenz über „Martin Luther und die Sakramente“ teilzunehmen. Organisiert haben sie die Gregoriana, die päpstliche Universität der Jesuiten, und das Paderborner Johann-Adam-Moehler-Institut für Ökumenik unter Wolfgang Thönissen.

Es war wohl das erste Mal, dass sich Gelehrte und Studenten im vatikanischen Rom mit der jahrhundertlang in konfessioneller Polemik verlorengegangenen Tatsache auseinandersetzen, dass nicht nur die Papstkirche, sondern auch der Reformator Martin Luther allemal die Sakramente Taufe, Buße und Abendmahl als sichtbare Handlungen der unsichtbaren göttlichen Gegenwart ernst nahm. Darum war auch der Untertitel falsch, wonach es um „eine katholische Relecture aus ökumenischer Perspektive“ gegangen sei. Tatsächlich war es für viele ein erstes Lesen, und darum wunderten sich vor allem katholische Theologen aus aller Welt über die Nähe zwischen Papstkirche und lutherischer Theologie – und sie erschrecken.

„Die hier in Rom haben den Luther offenbar jahrhundertlang nicht studiert“, empörte sich der katholische Priesteranwärter Michele aus Bari. Ähnlich erzürnt sagte der evangelische Theologiestudent York aus Heidelberg: „Ist es nicht unerträglich, dass man bei so viel Nähe noch immer über ein gemeinsames Abendmahl streitet?“ Das lasse sich doch nur damit rechtfertigen, dass die Katholiken auch mit den Orthodoxen im Dialog stehen; im Lichte jener Gespräche würde wohl eine katholische Nähe zu den Lutheranern schaden; denn Orthodoxe kennen Luther noch weniger, fand York. Sein Kommilitone Daniel sagte, er kenne konservative Katholiken, „die zwar keine Ahnung von den wirklichen Unterschieden zum Luthertum haben, aber genau diese Ahnungslosigkeit hüten, um die Einheit zu blockieren, als ginge davon eine Gefahr für ihren seltsamen Glauben aus“. Diesen Hardlinern spielten liberale Anpasser in die Hände, denen theologische Inhalte egal seien. Und die Charismatiker seien auch nicht hilfreich mit ihren individualistischen Glaubenserlebnissen, ergänzte York. „Es wird Zeit, dass von der jungen Generation ökumenisch bewegter Studenten aller Konfessionen mehr Druck auf Lehrer und Kirche ausgeübt wird.“

Tatsächlich tut sich schon viel in Richtung Ausgleich und Versöhnung. Seit den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts findet ein Dialog statt, der immer enger wird. 1999 konnten sich Weltlutheraner und Katholiken in Augsburg in ihrer „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ auf „grundlegende Wahrheiten“ der Gnadlehre einigen. Seither nahm freilich die praktische Zusammenarbeit aus Mangel an Geistlichen so stark zu, dass jene theologisch schwerverständliche Vereinbarung, geradewegs so, als sei sie überflüssig, „in Schreibtischschubladen verschwand“, wie man bis vor kurzem noch hörte. Doch mittlerweile drängt Rom. Auch wenn es viele Evangelische nicht wahrhaben wollten, legte Papst Benedikt XVI. 2011 im Erfurter Kloster des Augustiner-Bettelmönches Martin im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils ein Bekenntnis zu Luthers Christologie ab. Spätestens seitdem ist Luther nicht mehr ein Ketzler und Seelenverderber!

Am Reformationstag des vergangenen Jahres feierten Papst Franziskus und der

Lutherische Weltbund im schwedischen Lund erstmals gemeinsam eine Bußliturgie, die den Verantwortlichen zufolge eine Öffnung in Richtung gemeinsamer Eucharistie enthält. Der Gottesdienst unter Bischof Munib Younan fand 500 Jahre nach dem vermeintlichen Anschlag der 95 Thesen Luthers gegen den Ablass in Wittenberg statt. Und jetzt konnte sich die Konferenz über „Luther und die Sakramente“ in Rom, auch wenn sie schon länger geplant war, sogar direkt auf den Papst berufen: Franziskus hatte den Chef der Katholischen Bischofskonferenz, Reinhard Marx, sowie den EKDRatsvorsitzenden Heinrich Bedford-Strohm Anfang Februar ermuntert, einen theologischen Weg zur gemeinsamen Eucharistie zu finden.

Trotzdem berichtete der katholische Ökumeniker Thönissen, bei der Suche nach Teilnehmern und Referenten von den theologischen Fakultäten beider Konfessionen habe er viele Absagen erhalten. Auf eine Anfrage kam sogar die spröde Feststellung, man habe doch schon vor zwanzig Jahren festgestellt, „dass es sich nicht lohnt, über das Thema Sakramente zu reden“. Um heute noch zu so einem Schluss zu kommen, muss man entweder unwillig sein – oder blind. Denn Martin Luther hat mittlerweile nicht nur seinen eigenen Platz in Rom; er scheint darüber hinaus ein wichtiger Theologe im Vatikan geworden zu sein. Jüngst gestand ein Beichtvater von Sankt Peter, in den Pausen lese er in Luthers Katechismus.

Die Jesuiten hielten auf Geheiß des Papstes im vergangenen Jahr als Erste eine Luther-Tagung ab, bei der der lutherische Pastor der deutschen Christusgemeinde in Rom, Jens-Martin Kruse, zum Starredner wurde. Ihm gestanden die Organisatoren, leider sei die katholische Kirche Luther bis heute viele Antworten auf seine berechtigten Fragen schuldig geblieben. Vor jener Jesuitentagung war der Papst zur Vesper in der Christusgemeinde gewesen und hatte ihr einen Abendmahlskelch in der „Hoffnung auf baldige gemeinsame Eucharistie“ überreicht. So deutete jedenfalls der Chef des Einheitsrates, Kardinal Kurt Koch, die Gabe des Bischofs von Rom.

Dann erschien, gleichsam in Einstimmung zu der jüngsten Konferenz, ein bisher nur auf Italienisch erschienenen Buch, in dem der Ambrosianer Franco

Buzzi Texte von Martin Luther und Papst Franziskus gegenüberstellte. Dabei kommt es nicht nur zu dem eigentümlichen Eindruck, dass sich der Papst und Luther bei ihren Interpretationen des Vaterunsers oder der Sakramente fast decken. Franziskus interpretiert auch noch, ohne selbst davon zu wissen, Luthers Wappen, die weiße Rose mit dem Kreuz, und das in herzlicher Zuneigung: In einem Gebetsgedicht bittet er die heilige Thérèse von Lisieux um eine weiße Rose.

Schon 2012 hatte der Berliner Patristiker Christoph Marksches in Rom einen Vortrag darüber gehalten, wie katholisch die evangelische Kirche sei. Das gab am Tiber zu denken und wurde letztlich für gut befunden: Vor ein paar Wochen wurde Marksches der erste evangelische Theologe und Geistliche, den in Rom mit dem Institut Augustinianum eine Päpstliche Hochschule mit dem Ehrendoktor würdigte. Marksches nutzte seine Antrittsrede, um den Augustinern in Rom über ihren Mitbruder in Wittenberg zu berichten, der nie etwas anders sein wollte als ein Bettelmönch und der sich dem heiligen Augustin getreu an der Kirchenlehre orientiert hatte, treuer als das gegenreformatorische Konzil von Trient.

Bei so viel Luther in Rom mag eine gewisse Langeweile aufkommen, zumal in Kürze auch das Historische Institut des Papstes zu „500 Jahren Luther“ einlädt. Da wird der evangelische Theologe Berndt Hamm sprechen, der den Römern wegen seines Buches über Luthers „Erstaunliche Kohärenzen“ bei seiner Theologie zum Ablass bekannt ist. Hamm sieht tiefe Gemeinsamkeiten zwischen spätmittelalterlicher Ablassverkündung und Luthers Gnadenbotschaft.

So gewinnt der Dialog mittlerweile an Geschwindigkeit und Tiefe. Der Chef der Glaubenskongregation, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, forderte die Teilnehmer der Konferenz auf, sich bloß nicht mit einer „versöhnten Verschiedenheit“ zufriedenzugeben. Ziel müsse es sein, die Versöhnung der Gegensätze „in Christo Communio Sanctorum“ für alle Christen zu finden, Priester wie Laien. Davor hatte Müller sich zur Theologie des Lutheraners und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer bekannt, über den der Kardinal schon als Doktorand zum Ökumeniker geworden war. „Unser Glauben darf nicht das Opfer von Indiffe-

renz und Desinteresse an der Wahrheit werden.“ Man dürfe es sich nicht leichtmachen. Aber wäre es nicht wunderbar, wenn „die Christenheit den reichen Tisch der Wahrheit decken“ könnte, um gemeinsam daran Platz zu nehmen? Lange Zeit seien katholische und evangelische Auffassungen „ziemlich inkompatibel“ erschienen, dabei müssten sie das nach der Vereinbarung über die Rechtfertigungslehre „absolut nicht sein“, befand der Glaubenshüter der katholischen Kirche.

Für die besonders vielen finnischen Lutheraner bei der Konferenz in der Gregoriana war das keine Neuigkeit. Sie sitzen gemeinsam mit Vertretern der kleinen katholischen Minderheit ihres Landes an einer „Erklärung über Kirche, Eucharistie und Amt“, also an den verbliebenen Streitthemen. Finnlands Lutheraner sind meist Schüler des 2015 verstorbenen Theologen Tuomo Mannermaa, der mit reformatorischem Selbstbewusstsein und großer Kenntnis Luthers Theologie so vertrat, „dass unsere katholischen Mitbrüder wie von ihm angezogen waren“. Das berichtete einer seiner ehemaligen Studenten, Bischof Simeu Peura. „Die Nähe zwischen dem finnischen Luthertum und der katholischen Kirche ist zu eng, als dass sie noch ein normaler Katholik ausmachen kann“, fügte Peura an. In deutschen Ohren klingt das fremd. Im Ursprungsland Luthers, aber auch der Glaubenskriege hört sich so etwas wie eine „papistische Vereinnahmung“ an. Und erinnert daran, wie schwer es evangelische Ökumeniker wie der verstorbene Systematiker Wolphart Pannenberg hatten, an der Brücke zu bauen.

Heute aber gibt es genügend Brückenbauer, und an der Gregoriana sah man sie nun für die gesamte Weltkirche daran arbeiten, nach 500 Jahren Trennung „auf ein verbindliches Miteinander zuzugehen und das heute zu verwirklichen“ – mit diesen Worten beschrieb es der päpstliche Chefökumeniker Koch. Dafür hörte der Kardinal der evangelischen Pastoren und Professorin für Systematische Theologie in Heidelberg Friederike Nüssel zu, die den Katholiken erklärte, dass Luther mit seiner Lehre vom „allgemeinen Priestertum aller Getauften“ keineswegs gemeint habe, dass auch Laien Sakramente spenden könnten. Das sei an eine Ordination gebunden, die freilich weniger auf Amtsträgern beruhe als auf direkte Einsetzung Jesu Christi. Dem stimmte Etienne Emmanuel Vetö, Priester und Theologe an der Gregoriana, zu. Und sollte es noch Probleme für ein gemeinsames Amtsverständnis geben, riet Vetö, sich der Priesterbegriffe aus dem Alten Testament zu bedienen.

In der Gregoriana ließ sich geradezu der Heilige Geist spüren, auf den doch Benedikt XVI. für alle weiteren Annäherungen noch warten wollte. Das Blutopfer so vieler Märtyrer – wie Bonhoeffer – während der Diktaturen oder bei den Christenverfolgungen jetzt zwingt jeden Christen dazu, Christi Aufruf zu einem Kirchenleib bitterernst zu nehmen, hatte Müller gemahnt. Wenn sich nun nach den Finnen auch die deutschen Katholiken und die evangelischen Theologen daran machen, ein amtskirchliches, mithin verbindliches Dokument über das gemeinsame Verständnis von Kirche, Eucharistie und Amt zu schreiben, dann können sie sich auch auf Thönissen verlassen, der die Befunde des Konzils von Trient anders liest als die Generationen bisher. Trient habe sich zwar gegen Luther gerichtet, aber „implizit Luther rezipiert“. Nun komme es darauf an, über Trient explizit zu gemeinsamen Texten zu kommen.

Und der Papst? Der evangelische Neutestamentler Ulrich Wilckens räumte in seinem jüngsten Buch „Weckruf Ökumene“ auch diese letzte Hürde ab. Evangelische Christen sollten das Amt des Papstes genauso verstehen, wie Jesus es seinem Jünger Simon Petrus zu seinem Dienst einschließlich des Märtyrertodes gegeben habe. Danach könnte der Bischof von Rom für evangelische wie für orthodoxe Kirchen ein „Erster in der Liebe“ zu Christus sein. Dann würden die Evangelischen Teil einer Universalkirche in Einheit mit diesem Jesusdiener in Rom, aber nicht unter ihm.

LESERBRIEFE

Anrührend

POLITIK Zu „Lorbas und Marjellen“ von Rudolf Waldmann (26. Februar):

Danke für diesen schönen Artikel, der mich zutiefst anrührte. Meine Mutter und ihre Familie stammte ebenfalls aus Ostpreußen und ich habe manche im Artikel beschriebene ostpreußische Wendung noch im Ohr. Sehr wohlthuend zu lesen, dass auch andere das so wertschätzen. Meine Mutter war Jahrgang 1923 und bereits eine erwachsene und verheiratete Frau, als sie mit meiner Großmutter und Geschwistern nach der Flucht übers Haff und

Internierung in Dänemark 1947 ganz im Südwesten in der französischen Zone ihre neue Heimat fand. Im Schwarzwald fühlte sich die Familie wohl, sie wurde gut aufgenommen, obwohl doch alle fremd und „Flüchtlinge“ gewesen waren. Meine Mutter war in dem kleinen Ort eine höchst angesehen Frau, als sie vor drei Jahren im hohen Alter gestorben ist. Sie konnte aber zeitlebens kein Wort Schwäbisch „schwätzen“, sondern behielt immer diesen ostpreußischen Schmelz in der Sprache. Wir Kinder haben das stets geschätzt und haben einige Redewendungen übernommen: Wenn man was verschüttet, hat man „je-

kischelt“, Hausschuhe sind „Schlorren“, das 10-Pfennig- oder später -Cent-Stück war für Mutter immer ein „Dittche“, wenn jemand was Blödes tat, war er oder sie ein „happche dämlich“. Was mich freut und hoffnungsvoll stimmt: Auch die nächste Generation scheint das zu schätzen. Unsere Söhne bitten mich hin und wieder, ihre Großmutter zu zitieren, das tue ich natürlich gerne, obwohl ich kein geborener Ostpreuße bin. Aber das Gefühl und die Wertschätzung für den verlorenen Dialekt scheint bei uns in der Familie zu liegen.

Dr. Stefan Krause, Tübingen

Schlenkern bitte

POLITIK Ebenfalls zu „Lorbas und Marjellen“:

Der Artikel über das Vergehen des ostpreußischen Dialekts brachte mich zum Schmunzeln, machte mich wehmütig und veranlasst mich, ein Geschichtchen loszuwerden, das mein Vater – 1889 in Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, geboren – immer mal wieder zur Verdeutlichung ostpreußischen Gemüts zum Besten gab: Ein braves ostpreußisches Bäuerchen hatte auf dem Königsberger Rindermarkt mehrere Kühe gut verkauft. Um sich aufgrund dieser guten Geschäfte

etwas zu gönnen, entschloss er sich, abends in die Oper zu gehen. Natürlich ostpreußisch sparsam: Stehplatz im obersten Rang. Um einen guten Platz ganz vorne zu ergattern, suchte er den Rang schon recht frühzeitig auf. Als die Vorstellung schon begonnen hatte, begab es sich infolgedessen, dass er ein menschliches Rühren verspürte. Um den guten Platz nicht einzubüßen, entschloss er sich in seiner Not, über die Brüstung ins Parkett zu pinkeln. Darauf eine Stimme von unten: „Schlenkern. Mannchen, nich alles auf einem!“

Dr.-Ing. Klaus Schimmelpfennig, Bochum

Der Musik Klang

POLITIK Ebenfalls dazu:

Diese Sprache habe ich 1945 in einem norddeutschen Dorf kennen- und lieben gelernt. Wir Kinder haben viele Ausdrücke von unseren neuen Spielkameraden, den Flüchtlingskindern, aufgeschnappt und selbstverständlich in unseren Sprachgebrauch übernommen; der „Lorbas“ gehörte auch dazu. Später, im Rheinland, habe ich dann keine Gelegenheit mehr gehabt, den Dialekt zu hören, bis ich als junger Ingenieur in der Fabrikhalle zwei sehr zuverlässige Mitarbeiter bekam, die ein wunderbares Ostpreußisch

sprachen – bedächtig und mit vielen schönen Redewendungen. Ich habe beim Lesen zwar längst nicht alle Wörter verstanden, aber die Musik!

Klaus Buchenau, Köln

Leserbriefredaktion
der Frankfurter Allgemeinen
Sonntagszeitung,
60267 Frankfurt/Main.
E-Mail-Adresse: Sonntagszeitung.
Leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbrief
veröffentlichen zu können, sind wir leider
häufig gezwungen, sie zu kürzen.
Wir lesen alle Briefe sorgfältig und
beachten sie, auch wenn
wir sie nicht beantworten können.